



Religion und Demografie Vom biologischen Erfolg des Glaubens

Vortrag Dr. Michael Blume
Universität Leipzig, 08.05.2007

www.blume-religionswissenschaft.de

Aus verschiedenen Gründen ist es für mich etwas Besonderes, heute vor Ihnen sprechen zu dürfen. Zum einen sind meine Eltern und Großeltern hier im Umland geboren worden und ich habe noch einige Kindheitserinnerungen eines sommerlichen Bauernhofes und einiger Ausflüge. Was ich damals aber noch nicht wusste: Leipzig ist ein wichtiger Schauplatz in Goethes „Faust“, dem nach der Lutherbibel wohl bedeutendsten Werk in deutscher Sprache, dem wir auch im Verlauf dieses Vortrages begegnen werden. Und schließlich freue ich mich, ein Versprechen gegenüber Herrn Prof. Seiwert einlösen zu können.

Prof. Seiwert und ich lernten uns letztes Jahr auf der Generalversammlung der Görres-Gesellschaft in Regensburg kennen. Er war gebeten worden, zu „Religion und Evolution“ zu sprechen – ein beeindruckender Vortrag, der meine Arbeiten seitdem beeinflusst und ermutigt hat. Nach ihm durfte ich über „Hirn und Religion aus religionswissenschaftlicher Sicht“ sprechen, da die so genannte „Neurotheologie“ Gegenstand meiner Promotion gewesen war. Beide Themen, Evolution und Religion und die Neurobiologie der Religion, hängen natürlich auf das engste miteinander zusammen. Heute darf ich unseren Dialog von Regensburg fortsetzen.

Was geht in den Gehirnen religiös aktiver Menschen vor?

Ein Schaden? Oder eine Begabung?

Warum religiöses Verhalten?

Ist Religion irrational?

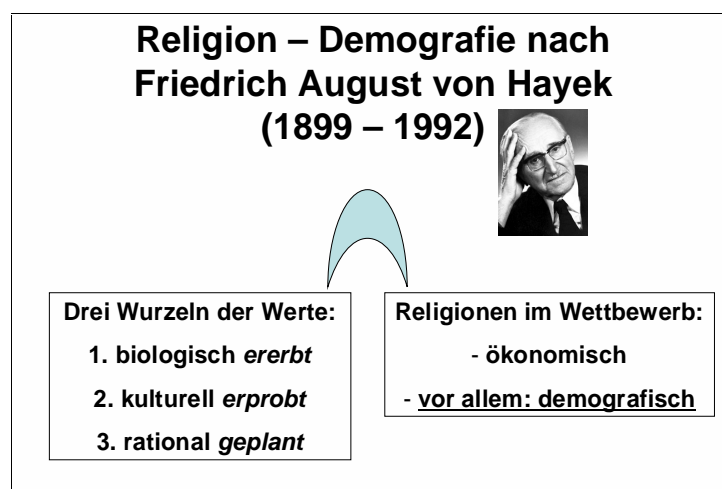
Wenn wir annehmen, dass religiöse Tätigkeit und religiöse Erfahrung auch in unseren biologischen Gehirnen stattfinden, so stellt sich die Frage, warum wir zu Religion fähige Gehirne vererbt bekommen haben. Ist die unterschiedlich stark ausgeprägte, religiöse Musikalität unserer Gehirne ein Schaden, ein Unfall der Evolution? Oder eine lebensförderliche Begabung? Und wenn letzteres, dann eine Begabung zu was?

Religiosität hat ja ganz offensichtlich, wie Prof. Seiwert es in Regensburg ausdrückte, „das Potential zur Verhaltenssteuerung“. Aber wie lässt sich evolutionsbiologisch erklären, dass menschliche Organismen enorme, religionsbezogene Energie- und Optionskosten auf sich nehmen, meist ohne dass ein positiver Ertrag direkt erkennbar wäre? Ist Religion – irrational? Oder ist sie rational auf einer tieferen Ebene, als sie unserer beschränkten Alltagsvernunft zugänglich ist?

Ich möchte Sie heute mit der Behauptung konfrontieren, belegen zu können, dass genau dies der Fall ist. Religion mag unserer oft überschätzten, menschlichen Vernunft häufig irrational erscheinen – weil sie (auch) einer sehr viel tieferen, biologischen Rationalität dient. Ihre Emergenz war nicht Zufall oder Unfall, sondern evolutionslogische Notwendigkeit. Religion half und hilft uns Menschen, seitdem unser Gehirn die biografische Vorausplanung erlernte, das Urproblem der Evolution des Lebens auf einem vollkommen neuen Niveau zu lösen: die Reproduktion.

Deswegen gehe ich nicht davon aus, dass sich religiöse Begabungen in der Evolution des menschlichen Gehirns nur entfaltet *haben* – sondern sie tun es noch. Der empirische Befund ist meines Erachtens sehr stark: Nicht nur in Deutschland, nicht nur in Europa, sondern überall auf der Welt und ggf. seit zehntausenden von Jahren schenken religiöse Menschen durchschnittlich mehr Kindern und Enkeln das Leben als ihre je säkularen Zeit-, Alters- und Schichtgenossen. Religiosität, verstanden als polygene und biografisch ausprägende Veranlagung, und Religionen, verstanden als soziokulturelle Konkretisierungen, wirken nur als *ein* Faktor der menschlichen Demografie, aber sie wirken insgesamt reproduktiv erfolgreich seit mehreren tausend Generationen.

Damals in Regensburg hatte ich diese Idee bereits in Grundzügen vorgetragen, verdanke jedoch Rüdiger Vaas einen Zitatfund, nach dem ein Ökonom bereits vor einigen Jahrzehnten auf genau dieser Spur war und Wegweisendes dazu gedacht und formuliert hatte.



Friedrich August von Hayek war ein Ökonom und Sozialphilosoph, der zuletzt in Freiburg wirkte, weit über seinen Fachbereich hinaus dachte und dessen auch religionsbezogenes Werk religionswissenschaftlich noch kaum erschlossen ist. Als er 1974 den Wirtschaftsnobelpreis erhielt, hielt er eine brillante Rede unter dem bezeichnenden Titel: „Die Anmaßung von Wissen“. Denn dies war das Lebensthema dieses Denkers, dem Religion zum „großen Altersthema“ (Hennecke) wurde: aufzuzeigen, dass die Wissens-, Vernunft- und Planungsfähigkeiten des Menschen geringer sind, als wir selbst wahrhaben wollen und dass uns Überschätzungen (etwa in Form rationalistischer Ideologien) gerade auch bei moralisch besten Absichten wieder und wieder in Krisen stürzt und um wertvolle Entwicklungschancen bringen. Oder, als Erkenntnis positiv formuliert: "Da wir unsere Gesellschaftsordnung einer Tradition von Regeln verdanken, die wir nur unvollkommen verstehen, muss jeder Fortschritt auf Tradition beruhen." Der Mensch könne „immer nur an Teilen eines gegebenen Ganzen herumbasteln, aber es niemals gänzlich neu entwerfen.“ Kultur ist bei Hayek die flexiblere („erprobte“), Biologie die stabilere („ererbte“) Form, um nützliche Strategien als Traditionen zu speichern, über die wir je vorsichtig hinauswachsen dürfen und müssen, die wir aber kaum ungestraft völlig verwerfen oder gar umplanen können.

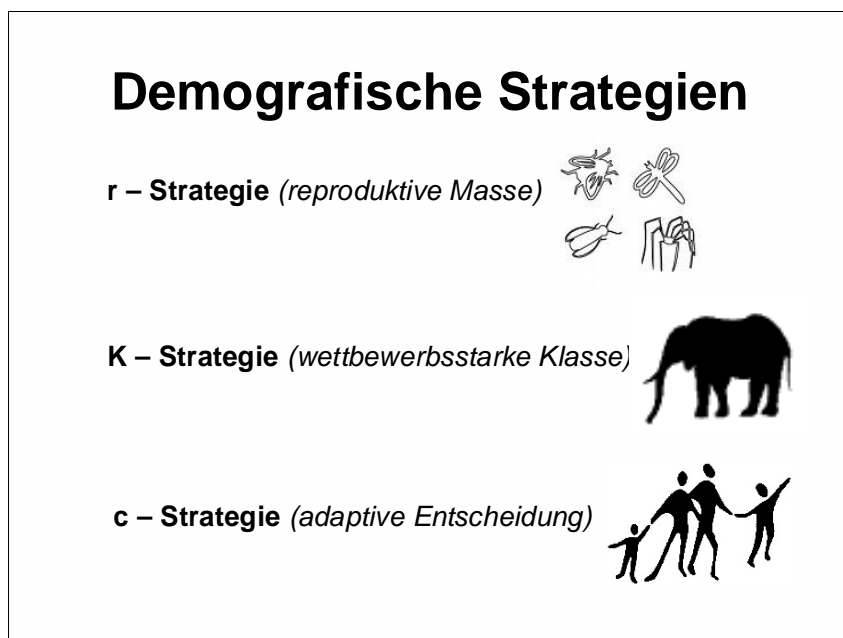
Religionen kommen in diesem Gefüge tragende Bedeutung zu. Auch Religiosität baut auf biologischen Anlagen auf, in Religionen verkörpern sich aber vor allem die Leistungen (und auch Gefahren) der kulturellen Evolution: denn im Wettbewerb miteinander werden sich immer wieder nur jene Überzeugungen durchsetzen, die wirtschaftlichen, vor allem aber demografischen Erfolg erzielen. Hayek hat dies in die schöne Formulierung gegossen, dass der Zusammenhang zwischen Religion und demografischem Erfolg nicht *intrinsic* ist: ebenso wie die meisten genetischen Mutationen fehlgehen (und nicht etwa einen zielorientierten „Bauplan“ vollziehen), entstanden und entstehen immer wieder auch religiöse Systeme, die im reproduktiven und sozioökonomischen Wettbewerb scheitern. Der Zusammenhang ist vielmehr *historisch*: nur reproduktiv (und ökonomisch) erfolgreiche Religionen werden über mehrere Generationen hinweg mit wachsendem Erfolg tradiert. Dass die ersten Worte des biblischen Gottes (und nach jüdischer Zählung also auch das erste aller 613 biblischen Gebote) „Seid fruchtbar und mehret Euch!“ (Gen 1,28) lautet, ist nach Hayek nicht verwunderlich und durchaus wirksam.

Religionen leisten nach dieser Theorie (die, wie Hayek zuletzt noch entdeckt, völlig mit Beobachtungen James Frazers v.a. in „Psyche's Task“ (1909) korrespondiert!) mindestens zwei Aspekte, die andere gesellschaftliche Bereiche einschließlich der Wirtschaft und Wissenschaft nicht leisten können: sie speichern, entwickeln und legitimieren komplexes Lebenswissen, das rational zu konstruieren Menschen überfordern würde, und sie stellen *zusätzliche* Argumente unter anderem für Familienleben und Kinder bereit, die gerade deshalb wirken, weil sie transzendent gegeben und rational-innerweltlich also *nicht* zugänglich sind. Hayek sah voraus, was empirische Studien heute bestätigen: *ein vermeintlich irrationaler Homo religiosus findet durchschnittlich mehr Gründe, eine größere Familie zu gründen als ein vermeintlich rational-fortschrittlicher Homo oeconomicus.*

Das letzte Kapitel in Hayeks letztem Buch, „Religion and the Guardians of Tradition“ in „The Fatal Conceit“ (deutsch: Die verhängnisvolle Anmaßung) einschließlich des noch kurz vor Drucklegung eingefügte Appendix zu James Frazer, halte ich für einen der spannendsten Texte zur Religionswissenschaft des 20. Jahrhunderts! Leider

scheint er bisher fast unentdeckt, auch an die religionstheoretische Konvergenz von Frazer und Hayek ist bisher noch keine interdisziplinäre Anknüpfung erfolgt.

Eine Ausnahme bildet der britische Oberrabbiner Jonathan Sacks, der in seinem Hayek-Vortrag „Markets and Morals“ (1998, online) einen lesenswerten, konstruktiv-kritischen Dialog zwischen Judentum und dem hayekschen Ansatz unternimmt.



Wovon Hayek zu Recht ausgeht: Der sozialdarwinistische Slogan „Survival of the Fittest“ springt gerade im Bezug auf den Menschen zu kurz, denn aus Überleben und kompetitiver Fitness müssen erst direkte oder nah verwandte Nachkommen in ausreichender Zahl hervorgehen, damit von Erfolg im biologischen Sinne gesprochen werden kann. Ein 90jähriger ehemaliger Leistungssportler, Multimillionär, Medienliebling und vielfacher Frauenheld kann mangels Kindern eine biologische Sackgasse markieren, während sein braves Haushälterehepaar mit drei Kindern und fünf Enkeln sowie Nichten und Neffen neben den Genen auch einige kulturell-religiöse Prägungen und Überlieferungen an die kommenden Generationen erfolgreich weitergegeben hat. Die biologische, aber auch die kulturelle Evolution findet maßgeblich über erfolgreiche Reproduktion statt.

Da der heutige Vortrag die Religionsbiologie nicht zum Hauptgegenstand hat, soll es hier reichen, die kaum zu ermessende Vielfalt an reproduktiven Strategien in drei Kategorien erfassen. Viele Pflanzen und Tieren setzen bis heute auf die biologisch so bezeichnete r - Strategie: sie bringen eine große Zahl von Nachkommen hervor, ohne in das einzelne besonders viel zu investieren. Die Strategie geht dann auf, wenn wenigstens einige der oft vielen Hundert Nachkommen lange genug überleben, um ihrerseits erfolgreich zu zeugen.

Komplexere Tiere, darunter vor allem größere Säugetiere, tendieren stärker zur so genannten K-Strategie: es werden nur wenige Nachkommen geboren, in diese aber besonders aufwändig investiert, auch mit hohem Energieaufwand und teilweise jahrelanger Begleitung. Entsprechend kann ein nicht nur komplexeres, sondern vor allem auch flexibleres Sozialverhalten entstehen, dass die Überlebens- und Fortpflanzungschance der wenigen Geborenen erhöht.

Auch die vor- und frühmenschliche Entwicklung spielte sich im K-Strategierahmen ab, bis die Entwicklung des menschlichen Gehirns und hier vor allem des Neocortex eine neue Qualität einläutete, die ich mit dem Demografen Massimo Livi-Bacci (2006) als Strategie des „choice“, der Entscheidung, beschreiben möchte.

Tiere entscheiden nicht biografisch darüber, ob sie sich sexuell betätigen, an Partner binden, ob sie überhaupt oder wie viele Kinder bekommen wollen. r- und K-Strategien werden retrospektiv, rückwirkend, gebildet: über unzählige Versuche setzen sich jene Strategien im Erbgut durch, die sich bisher als erfolgreich erwiesen haben. Das dauert sehr lange und kann im Fall schneller Umweltveränderungen mit schweren Verlusten oder auch dem Erlöschen ganzer Arten einhergehen.

Schon Darwin selbst beobachtete, dass dagegen Menschen und auch bereits Wildbeutervölker kulturell auf ihre Umwelt reagieren: etwa indem sie Sexualität über Ehen regulieren und diese an auch wirtschaftliche Bedingungen knüpfen oder indem sie ungewollt geborene Kinder aussetzen. Menschliche Reproduktionsstrategien sind überwiegend prospektiv, d.h. auf die Zukunft hin, ausgerichtet, wenn auch vielen Akteuren (in historischer, in geringerem Ausmaß ggf. auch in prähistorischer Zeit vor allem Frauen und Heranwachsenden) Entscheidungsfreiheiten vorenthalten wurden.

In einem bestürzend ehrlichen Satz in „Die Abstammung des Menschen“ räumt Darwin daher ein, dass damit ein anderes als das brutale Konkurrenzprinzip die Evolution des Menschen geprägt haben müsste - ein brillanter Gedanke, der den Sozialdarwinismus hätte schwächen und die Wahrnehmung der Bedeutung der Frauen hätte stärken können, aber später nur noch von Alfred Russel Wallace, dem Mitentdecker der Evolution, vertreten wurde. Darwin schrieb (1871, S. 158):

„Wenn wir in vielen Theilen der Erde enorme Strecken des fruchtbarsten Landes, Strecken, welche im Stande sind, zahlreiche glückliche Heimstätten zu tragen, nur von einigen herumwandernden Wilden bewohnt sehen, so möchte man wohl zu der Folgerung veranlaßt werden, daß der Kampf um's Dasein nicht hinreichend heftig gewesen sei, um den Menschen aufwärts auf seine höchste Stufe zu treiben.“

c – Strategie (bei Jägern & Sammlern)



Kalahari Hunter-Gatherers
Studies of the !Kung San and Their Neighbors
Richard B. Lee and Iren DeVore, editors

Vermeidungsmöglichkeiten:

- ⚡ sexuelle Regulation
- ⚡ Kindesaussetzung
- ⚡ Verhütung

Gründe für Kinder:

- ⚡ ökonomisch (Altersversorgung)
- ⚡ sozial (Schutz)
- ⚡ emotional (Kindesliebe)
- ⚡ + **religiös**

Die moderne Ethnologie hat die Darwinschen Befunde weiter ausgebaut - hier ein faszinierender Sammelband über die !Kung San, Jäger und Sammler der Kalahari.

Auf dem Bild ist sehr schön zu erkennen, dass die San-Frauen Kleinkinder fast durchgängig bei sich tragen - sowohl bei Nahrungssuche wie auch bei langen Wanderungen. Die Kinderzahl wird daher durchaus quantitativ und zeitlich gesteuert. Neben tradierten Kenntnissen über Sexualität und ihre Folgen sind den San sowohl technische wie pflanzliche Verhütungsmittel bekannt. Zudem können Aussetzungen nach zu dicht aufeinander folgenden Geburten oder bei Zwillingen erfolgen. Die Kosten und Risiken von Zeugung, Geburt und Elternschaft sind den !Kung San völlig präsent und nicht eine kriegerische Konkurrenz um knappe Ressourcen, sondern vor allem komplexe Entscheidungsprozesse bestimmen den reproduktiven Erfolg.

Auch in der Kultur der San gibt es dabei eine ganze Reihe von Gründen für Kinder, die uns modern vorkommen: Kinder spielen eine ökonomische Rolle in Fragen der Nahrungsbeschaffung, reziproken Hilfe und Altersversorgung. Sie bieten aber auch soziale Einbindung und damit Schutz vor Ausgrenzung und Willkür - auch die Kalahari ist kein Paradies und der Sammelband weiß exemplarisch von der Grausamkeit einiger Teenager gegen eine ältere Kinderlose am Rande der Gruppe zu berichten. Eine große Rolle spielen schließlich emotionale Gratifikationen, die sich gerade aus dem intensiven Umgang mit Kindern ergeben können.

Und: auch bei den !Kung San finden wir einen reichen Mythen- und Gebotenschatz rund um Fragen von Leben, Liebe, Sexualität und Elternschaft. So wird erzählt, dass der Gott Kauha den Menschen eigentlich nur sehr ungern Kinder schenke, da er sie liebe und für sich behalten wolle - ein religiöser Mythos, der sowohl ungewollte Kinderlosigkeit erklären wie auch umgekehrt *den Wert jedes Neugeborenen religiös zu heben* vermag - ein Kind als ein Gottesgeschenk.

Religiosität war und ist also auch bei den San nicht die einzige Variable menschlicher Fortpflanzung; wer aber religiös musikalisch ist, könnte einen reproduktiven Vorteil daraus erzielen. Dieser Effekt wird noch dadurch verstärkt, dass religiös aktive San-Männer nach einer aufwändigen Initiation zu heilkundigen Tänzern ausgebildet werden können, die beim rituellen Num-Tanz die singenden Frauen umkreisen. In einer sonst sehr egalitären Gesellschaft ist religiöse Begabung damit ein seltenes und wichtiges Statussymbol, gerade auch im Hinblick auf mögliche Partnerwahlen.

Schließlich registrierten die Ethnologen interessanterweise Veränderungen sowohl des Geburtenverhaltens wie auch der Geschlechterrollen, Kultur und Mythologie der San sowohl in neu erschlossenen Lebensgebieten mit anderer Flora und Fauna wie besonders auch unter denjenigen, die sich vorwiegend als Hilfsarbeiter in agrarische Kontexte einzufügen begannen. Dazu gehört, dass mit zunehmender Sesshaftigkeit eine Veränderung auch der innergesellschaftlichen Wirtschaftsbeziehungen sowie eine Spezialisierung und Hierarchisierung auftritt: die obligatorische Güterverteilung wird eingeschränkt, es entstehen Ämterrollen und erste Hierarchien sowohl für politische Sprecher wie für religiöse Spezialisten. Während die *Kultur und Religion* der San also unter Veränderungsdruck gerät, sichert ihnen die *Kultur- und Religionsfähigkeit* das adaptive, demografische und also biologische Überleben.

Dieser kleine Ausflug in ein rezentes Wildbeutervolk soll vor allem dem Eindruck entgegenwirken, erst der industrialisierte Mensch habe seine Geistes- und Kulturtalente auch auf Fragen der Sexualität und Reproduktion anwenden können und unsere gemeinsamen Vorfahren hätten sich noch alternativlos und ohne jedes Problembewusstsein und Steuerungswissen planlos vermehrt und dann bekriegt.

Wir dürfen dagegen entlang der modernen Demografie die Familiengründung nicht erst des industrialisierten Menschen im Wesentlichen als Folge von individuellen Entscheidungsprozessen beschreiben, die in einem sozialen, ökonomischen und, ja, überrationalen, kulturell-religiösen Rahmen stattfinden. Und die Entwicklung geht (auch mit sehr problematischen Aspekten!) weiter: Längst markiert die Einführung moderner Verhütungsmittel nicht mehr das volle Ausmaß des Bereiches, der entschieden werden kann. Pränatale Diagnostik wird inzwischen, von ethisch-religiösem Protest begleitet, millionenfach verwendet, um die Geburt behinderter Kinder oder etwa in China und Indien auch von Mädchen zu unterbinden (wir kommen später darauf).

Und große Teile des orthodoxen Judentums, deren kleinere Gemeinden in der christlichen und islamischen Welt über Jahrhunderte kaum Konvertiten aufnehmen durften und also nur untereinander heiraten konnten, setzen vor das Eingehen einer (oft arrangierten) Ehe inzwischen die Dienste von Werken wie des 1980 gegründete „Dor Yeshorim“, die anonym überprüfen, ob bei beiden Partnern bestimmte, rezessiv vererbte Krankheiten vorliegen und entsprechend zur oder gegen die Ehe raten. Der Gründer dieses Werkes, Rabbiner Joseph Ekstein, hatte vier Kinder an die Tay-Sachs-Krankheit verloren und diese Erfahrung in eine religionsdemografische Strategie umgesetzt, um andere Eltern und die Gemeinde davor zu bewahren.

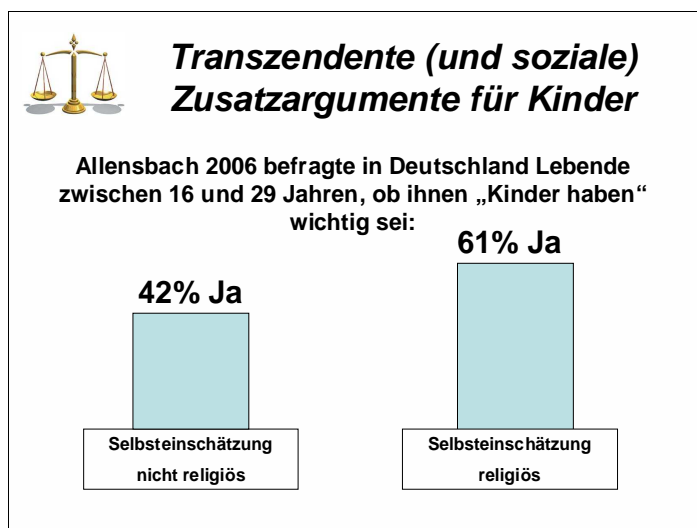


Wie ein Karikaturist hier treffend festgehalten hat, leben wir in einer Gesellschaft in nie erreichten Niveaus aus Freiheit, Sicherheit, Wohlstand und auch Lebensalter - und entscheiden uns (wie von Wallace und Hayek erwartet, aber ganz anders als von Malthus und Darwin vorausgesagt) dennoch für immer weniger Kinder. Derzeit kommen auf drei Deutsche im Elteralter nur noch zwei Kinder - ein aus biologischer Perspektive dramatischer Verfall der Population. (Wobei wir durchaus auch andere, z.B. ökologische, Gründe anführen könnten, die für eine zeitweise Schrumpfung sprechen mögen. Letztlich läuft eine solche Diskussion aber auf die philosophische Frage hinaus, ob die Existenz von Menschen an sich einen Wert darstellt - eine sicherlich spannende Debatte, aber nicht Thema dieses deskriptiven Vortrages.)

Natürlich ist diese - wie jede gute - Karikatur schroff überzeichnet: niemand wird leugnen, dass auch in unserer Gesellschaft weiterhin eine Menge Gründe für Kinder sprechen. Ökonomisch werden Eltern zwar noch regelmäßig ausgebeutet, aber sie

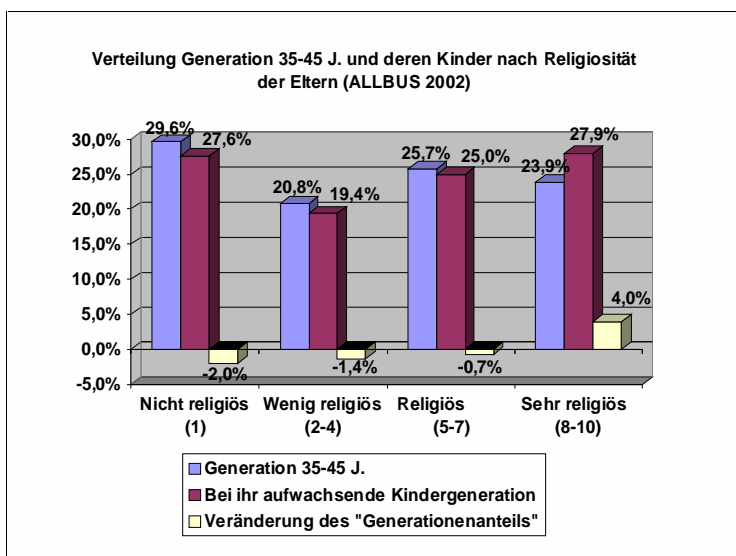
erfahren soziale und emotionale Gratifikationen einschließlich wieder zunehmender Anerkennung und Förderung. Die auf Hayek aufbauende These lautet, ich darf es noch einmal betonen, ausdrücklich *nicht*, dass Religion die einzige Begründung für Kinder liefere, sondern vielmehr, dass sie *zusätzliche* Argumente und damit eine *durchschnittlich höhere Nachkommenzahl* nach sich ziehe.

Dies können wir empirisch überprüfen. Steigen wir mit der ganz einfachen Fragestellung ein, ob junge Menschen in Deutschland, die sich selbst je religiös oder nichtreligiös einschätzen, Unterschiede im Kinderwunsch aufweisen.

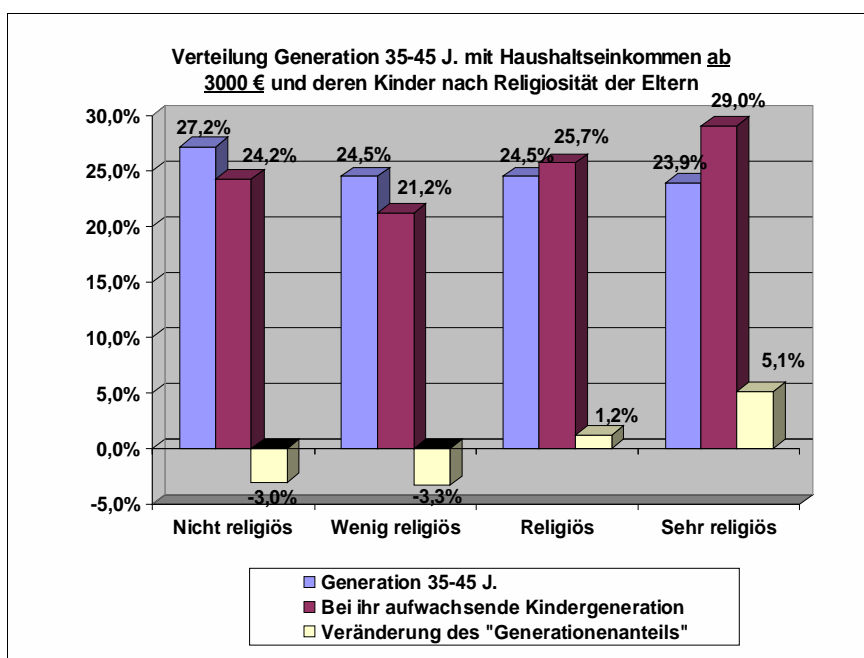


Eine Allensbach-Befragung des Jahres 2006 zeigt deutlich auf - dies ist der Fall. Junge Religiöse halten Anderthalb-Mal häufiger Kinder für „wichtig“ als ihre säkularen Altersgenossen. Wir können von hier aus aber auch weiterforschen, ob sich diese höhere Bereitschaft dann auch in real höheren Kinderzahlen niederschlägt.

An der Universität Tübingen werteten Carsten Ramsel, Sven Graupner und ich die Daten der deutschen ALLBUS-Studie 2002 im Bezug auf die Frage auf, wie viele Kinder Zeitgenossen aus Ost und West im Alter zwischen 35 und 45 Jahren verzeichneten, die gleichzeitig auf einer Skala von eins bis zehn ihre „Religiosität“ selbst eingeschätzt hatten.

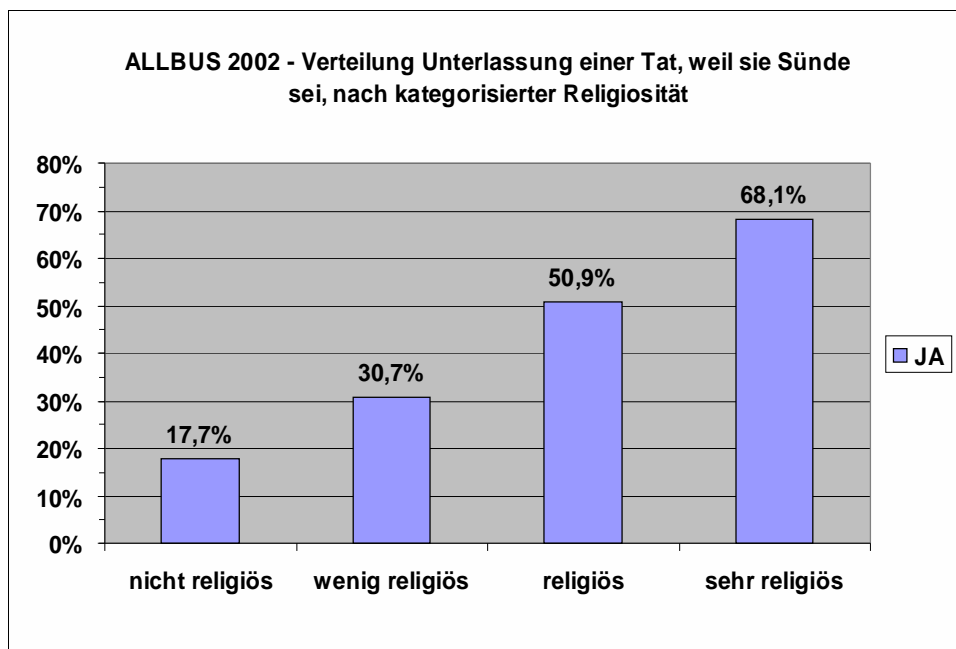


Aus den Ergebnissen: 29,6% der Befragten schätzten sich entschieden nichtreligiös ein. Auf diese entfielen aber nur 27,6% aller Kinder der Befragten. Ebenso verloren die wenig religiösen 1,4 Prozentpunkte und diejenigen im mittleren bis oberen Bereich 0,7 Prozentpunkte. Die einzige Gruppe, die ihren Anteil an der kommenden Generation steigern konnte, waren diejenigen, die sich sehr religiös einschätzten. Auf nur 23,9% der Befragten entfielen 27,9% aller Kinder, ein Plus von 4,0 Punkten. Und wir überprüften die Ergebnisse sowohl an Bildungs- wie Einkommensschichten. Der Effekt blieb nicht nur bestehen, sondern verschärfte sich sogar tendenziell noch. So erreichte die Gruppe der sehr Religiösen mit einem Haushaltseinkommen über 3000 € fast die Bestandserhaltungsgrenze von 2,1 Kindern und damit nahezu die Hälfte mehr als die Gesamtpopulationen.

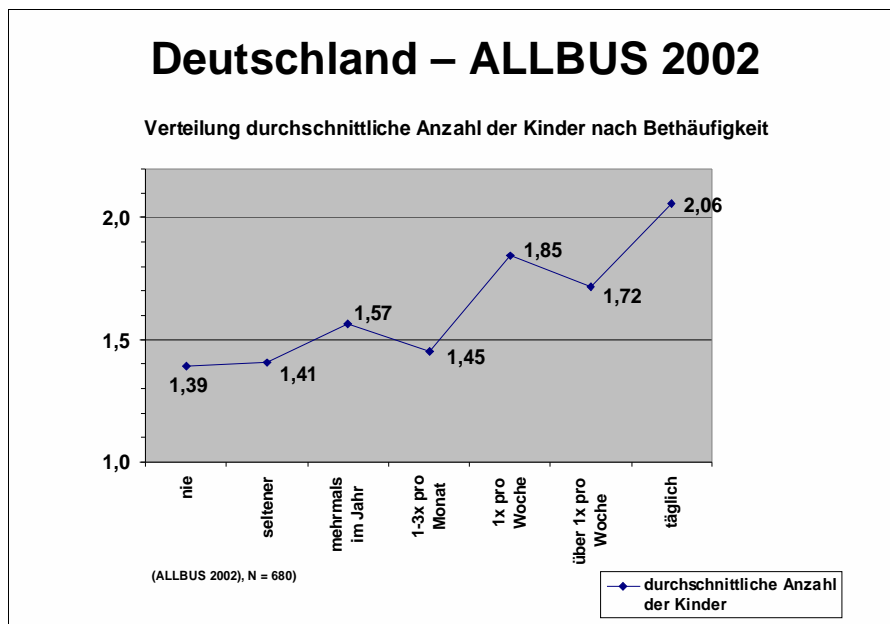


Interessanterweise waren unter den Befragten aus Haushalten mit über 3000 € Monatseinkommen „weniger“ Nichtreligiöse als in der Gesamtgruppe. Dies dürfte zum Teil auch an noch bestehenden Ost-West-Unterschieden liegen, deutet aber doch darauf hin, dass Wohlstand keinen zwingenden Faktor gegen Religiosität und Kinderreichtum darstellt. 27,2% der oberen Einkommensschicht verzeichneten sich als nicht religiös. Auf diese entfielen 24,2% aller Kinder, ein Minus also von 3,0 Prozentpunkten. Dagegen verstanden sich wieder 23,9% der Besserverdienenden als sehr religiös und hatten 29,0% der Kinder, ein Plus von 5,1 Prozentpunkten. Der Gewinn-Verlust-Abstand zwischen Religiösen und Nichtreligiösen hatte sich von der Gesamtgruppe zu den Einkommensstarken also vergrößert: von 6,0 Punkten auf 8,1 Punkte. Dies entspricht der These, wonach verbindliche Religiosität reproduktiv sogar umso wichtiger wird, umso mehr Sicherheit und Optionen das Umfeld bietet.

Erinnern wir uns: Hayek hatte davor gewarnt, die menschliche Rationalität zu überschätzen und stattdessen dafür plädiert, Traditionen und transzendente Begründungen stärker zu beachten. Ganz konkret lässt sich dies in folgende Frage gießen: Verzichten Sie auf Handlungen nur dann, wenn Ihnen dafür rational nachvollziehbare Gründe vorliegen? Oder sagen Sie auch manchmal auch einfach dann „Nein“, wenn eine bestimmte Handlung ggf. mit transzendenter Begründung (z.B. Gott will das nicht!) als „Sünde“ deklariert wird?



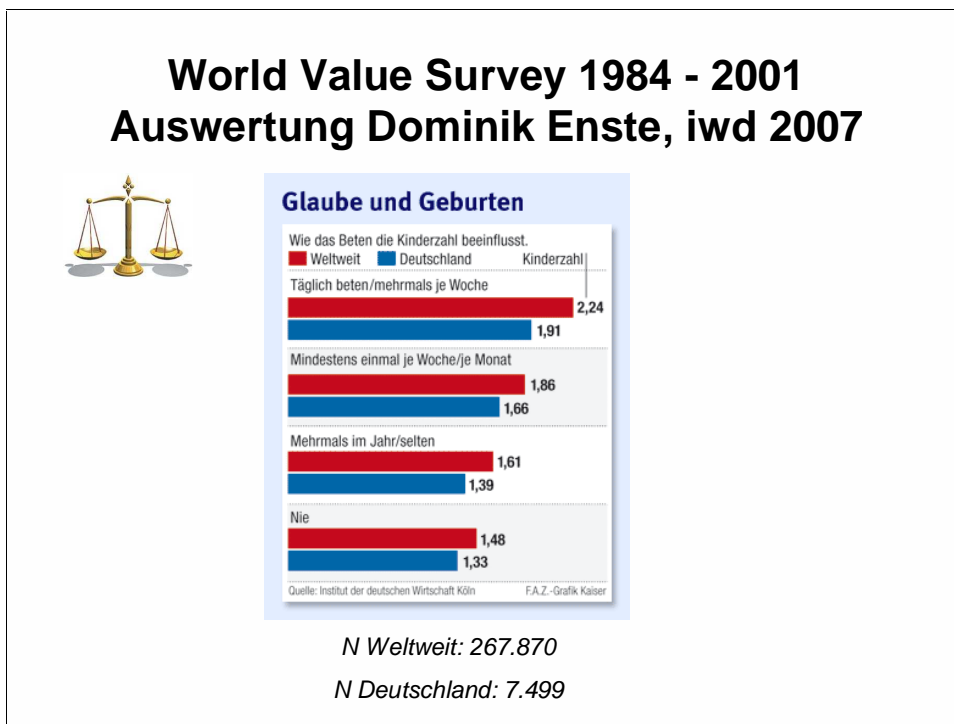
Dankenswerterweise hat ALLBUS 2002 diese Frage gestellt - und auch hier bekräftigen die Ergebnisse die These. Am reproduktiv erfolgreichsten sind nicht etwa diejenigen, die sich maximale Freiheiten von den oft rational kaum fassbaren Geboten von Religion und Tradition erkämpft haben, sondern diejenigen, die auch freiwillig einen religiösen Verzicht auf bestimmte Optionen wählen. Das gleiche Bild ergibt sich, wenn wir die Befragten nach ihrer Gebetspraxis betrachten.



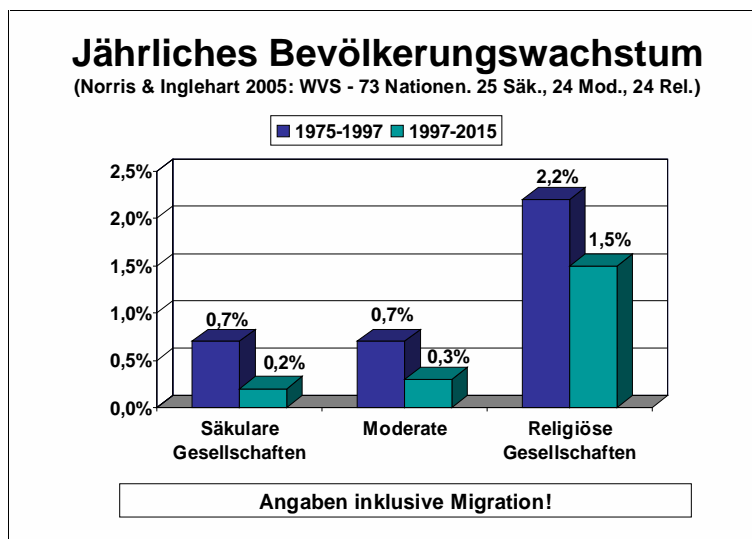
Hier die Ergebnisse entlang der Gebetshäufigkeit, nach der die durchschnittliche Kinderzahl der gleichen Befragten nicht entlang einer Skalenselbsteinschätzung, sondern entlang der Erinnerung einer konkreten, religiösen Praxis dargestellt wird.

Befragte der genannten Altersgruppe, die angaben „nie“ zu beten, erreichten durchschnittlich 1,39 Kinder. Jene, die täglich beteten, erreichten mit 2,06 Kindern den Spitzenwert. Zunächst scheint der wellenförmige Anstieg die These ein wenig zu schwächen.

Doch wenn wir es uns genauer anschauen, fallen die je höheren Werte genau an die Zeitrhythmen, die auch von Religionsgemeinschaften regelmäßig für Gebete vorgegeben werden: Jahresfeiertage, wöchentlich, täglich. Die je wieder etwas schwächeren Kinderzahlen entfallen auf die „ungefähren“ Angaben mehrmals pro Monat oder mehr als einmal pro Woche. Dies bekräftigt also sogar die Vermutung, dass Religiosität sich vor allem dann reproduktiv auswirkt, wenn sie verbindlich und systematisiert den Lebensvollzug begleitet.



Aber lassen Sie uns auch noch ausschließen, dass deutsche Sonderbedingungen die Ergebnisse bestimmen. Wegweisend interdisziplinär hat der Wirtschaftsethiker Dominik Enste des Institutes der deutschen Wirtschaft Köln mehr als eine Viertelmillion standardisierte Befragungen in inzwischen 82 Nationen auf allen Kontinenten im Rahmen des „World Value Survey“ verglichen. Sowohl für Deutschland wie auch weltweit ergibt sich auch hier: fromme Beten haben deutlich mehr Kinder als Nichtbetende.



Die US-Politikwissenschaftler Ronald Inglehart und Pippa Norris haben unabhängig von Enste die gleiche Befragung auf Ebene von Gesellschaften ausgewertet, diese entsprechend in je ein säkulares, mittleres und religiöses Drittel eingeteilt und mit der Bevölkerungsentwicklung laut UN-Daten korreliert.

Die Daten sind nicht nur eindeutig, sondern sogar noch durch Migrationseffekte aus religiösen in säkulare Gesellschaften abgeschwächt.

Denn dass uns Abendländern Zuwanderer häufig so religiös vorkommen, hängt auch damit zusammen, dass weltweit fast nur noch religiöse Populationen junge Leute abzugeben haben. Armut ist natürlich ein Faktor, aber kein determinierender. So sind einige ost- und südosteuropäische Gesellschaften wie Russland oder Bosnien noch vergleichsweise arm, aber überwiegend säkular geprägt und verzeichnen prompt rapiden Geburtenmangel. Andere, wie die USA oder Irland, erreichen dagegen trotz hohen Wohlstands vergleichsweise hohe Levels an Religiosität und Kinderzahlen. (Zu spannenden Fällen wie Frankreich und Polen kommen wir noch, versprochen!)

Wir wollen aber auch hier immer noch nicht zufrieden sein. Befragungen geben zu selten Beteiligtenzahlen her, die groß genug wären, um beispielsweise repräsentativ auch kleinere Konfessionen untereinander verglichen werden könnten.

Die Schweizer Volkszählung, alle 10 Jahre und zuletzt 2000 mit über 7 Millionen Eidgenossen erhoben, erfüllt diesen Zweck und enthielt erfreulicherweise auch die Frage nach der Konfession, ohne dass, wie in Deutschland als vermeintliche „Alternative“ zur Volkszählung noch üblich, nur Körperschaften des öffentlichen Rechts erhoben und der Rest (einschließlich des Islam) unter Sonstige und Konfessionslose addiert würde. Schauen wir, indem wir die altersbereinigten Geburtenraten entlang aller vom statistischen Amt unterschiedenen, religiösen Kategorien betrachten, ob der reproduktive Vorteil religiöser Vergemeinschaftung auch beim zeitgenössischen Homo sapiens helveticus besteht.

<h2 style="text-align: center;">Religion und Demografie</h2> <h3 style="text-align: center;">- Daten Zensus Schweiz (2000)</h3>		
Religiöse Zugehörigkeit	Lebendgeburten pro Frau (Rang)	Reproduktiver Vorteil zu „keine Zugehörigkeit“
Hinduistische Vereinigungen* (Hin)	2,79 (1)	+151,4%
Islamische Glaubensgemeinschaft* (Isl)	2,44 (2)	+119,8%
Jüdische Glaubensgemeinschaft (Jüd)	2,06 (3)	+85,6%
Übrige protestantische Kirche (ÜpK)	2,04 (4)	+83,8%
Neupietistisch-evangelikale Gem. (Npt)	2,02 (5)	+82,0%
Pfingstgemeinden (Pfg)	1,96 (6)	+76,6%
Evang.-methodistische Kirche (EmK)	1,90 (7)	+71,2%
Andere christl. Gemeinschaften (Acg)	1,82 (8)	+ 64,0%
Christlich-orthodoxe Kirchen* (CoK)	1,62 (9)	+45,9%
Übrige Kirchen und Rel.gem.* (ÜKR)	1,44 (10)	+29,7%
Schweiz Gesamt (ScG)	1,43	+28,8%
Buddhistische Vereinigungen* (Bud)	1,42 (11)	+27,9%
Römisch-Katholische Kirche (RkK)	1,41 (12)	+27,0%
Neuapostolische Kirche (NaK)	1,39 (13)	+25,2%
Evangelisch-Reformierte Kirche (ErK)	1,35 (14)	+21,6%
Zeugen Jehovas (ZeJ)	1,24 (15)	+11,7%
Christkatholische Kirche (CkK)	1,21 (16)	+ 9,0%
Keine Zugehörigkeit (KeZ)	1,11 (17)	-

Hinweis: Mit * gekennzeichnete Konfessionen sind noch mehrheitlich durch Migranten geprägt.

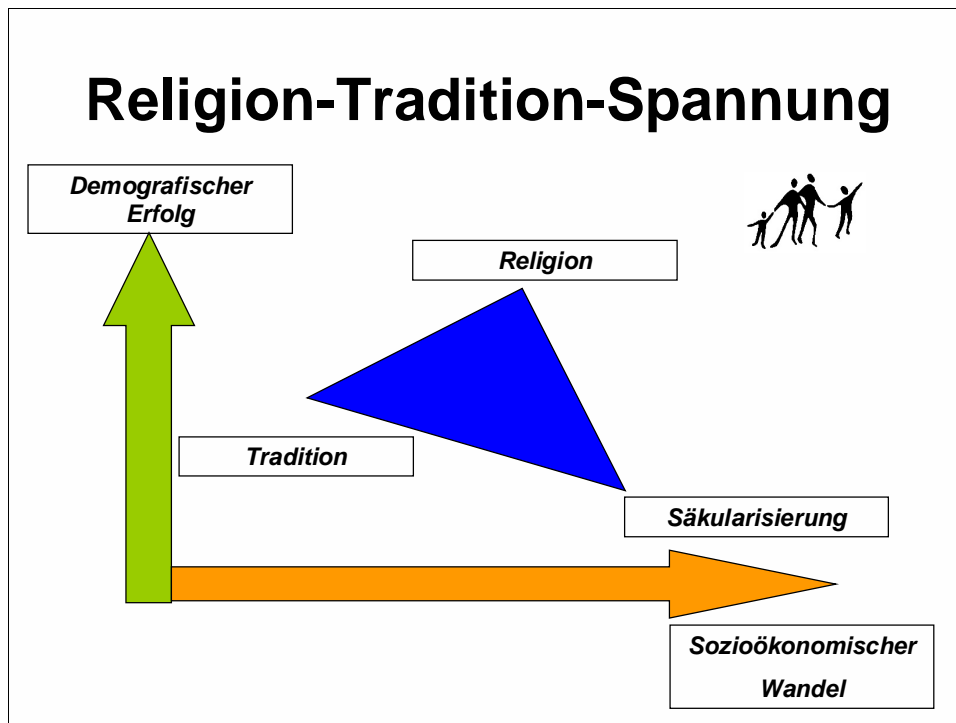
Lassen Sie mich das Ergebnis als eindeutig bezeichnen. **Alle** vom Schweizer Bundesamt für Statistik unterschiedenen religiösen Kategorien verzeichnen durchschnittlich deutlich mehr Kinder als die Gruppe der Konfessionslosen mit nur noch 1,11 Lebendgeburten pro Frau. Und dies ist bereits altersbereinigt - unter den konfessionslosen Frauen zwischen 35 und 45 Jahren der Schweiz 2000 sind es sogar nur noch 1,04.

Die Jüdische Glaubensgemeinschaft, die wie auch die „Anderen christlichen Gemeinschaften“ einen höheren Anteil an Städtern, Akademikern und leitenden Berufen als die Konfessionslosen verzeichnet, hat fast doppelt so viele Kinder. Um 2,0 Kinder bekommen auch Neupietisten und Pfingstkirchen, die durchschnittlich jünger als die Konfessionslosen sind, Schwerpunkte in und um Ballungsräume haben und auch deutlich niedrigere Zuwandereranteile umfassen.

Sollten aber auch diese empirischen Befunde immer noch auf Zweifel stoßen, so erlauben Sie mir eine letzte Frage, gerade mit Verweis auf den demografischen Erfolg des Schweizer Judentums, trotz seiner Spitzenwerte an Urbanität, Bildung und beruflichem Erfolg: Können wir die seit Jahrhunderten hohen Kinderzahlen der jüdischen Gemeinden, der Amish und Hutterer etwa in den USA ohne jeden Bezug auf Religion erklären? Und bitte beachten Sie, wie erfolgreich sich dabei die Gemeinschaften je auf unterschiedliche Begebenheiten angepasst haben: jüdische Gemeinden auf Leben in den großen Städten, Amish und Hutterer strikt auf landwirtschaftliche Milieus. Wenn aber Religiosität in mindestens einigen Fällen reproduktiv-adaptive Vorteile geboten hat und weiter bietet, so ist eine biologische und auch kulturelle Weitergabe evolutionslogisch fast zwingend zu erwarten.

Einem Leipziger Forscher, Dr. Mürmel, verdanke ich den wertvollen Hinweis, dass oft auch bei devianten, religiösen Bewegungen der Geschichte und Gegenwart eine zentrale Beschäftigung mit ehe-, familien- und reproduktionsbezogenen Strategien zu konstatieren ist: bis hin zu gewagten Entwürfen serieller Monogamie (der sog. „Mittgartehe“) in deutschnational-rassistischen Bünden, den Massenhochzeiten der Vereinigungskirche oder den „Klon“-Visionen der Raelianer. Als mir ein befreundeter, amerikanischer Pastor einmal die rituelle Kernnachfrage der Menschen als „Hatching, Matching and Dispatching“ (d.h. Sorge um die Begleitung der Kinder, die Schließung von Ehen und die Bestattung) beschrieb, sprach er offensichtlich eine weit verbreitete Erfahrung religiöser Institutionen aus.

Gleichzeitig erlauben uns aber die Schweizer Daten noch etwas Weiteres: eine Differenzierung des demografischen Erfolges nach konfessionellen Kriterien. Und dabei fällt schnell auf, dass sich die einfache Gleichung „mehr religiöse Praxis = mehr Kinder“ so linear nicht halten lässt. Zwar sind tatsächlich alle erfassten religiösen Kategorien reproduktiv erfolgreicher als die Konfessionslosen, aber einige besonders verbindliche und traditional-zentralistisch organisierte Gemeinschaften wie die Zeugen Jehovas oder die Neupietistische Kirche schneiden im religiösen Vergleich deutlich unterdurchschnittlich ab. Umgekehrt finden wir entschiedene, aber auch lebensweltlich teilweise modernisierende Gemeinschaften wie Pfingstkirchen und Neupietisten in der reproduktiven Spitzengruppe, die nach der verdienstvollen Auswertung der Schweizer Volkszählung von Claude Bovay nicht nur über eine sehr junge Anhängerschaft verfügen, sondern auch z.B. über Spitzenwerte in Fragen mütterlicher Berufstätigkeit.



Wir sind hier an dem Punkt angelangt, der auch Hayek veranlasste, in einem seiner berühmtesten Texte zu begründen: „Why I am not a conservative“. Denn mancher hatte sich sehr (und teilweise Besitz ergreifend) über Hayeks Wertschätzung sowohl der biologischen wie kulturellen Tradition gefreut und vorschnell geschlossen, er habe deren absolut-ewige Überlegenheit und Geltung behauptet.

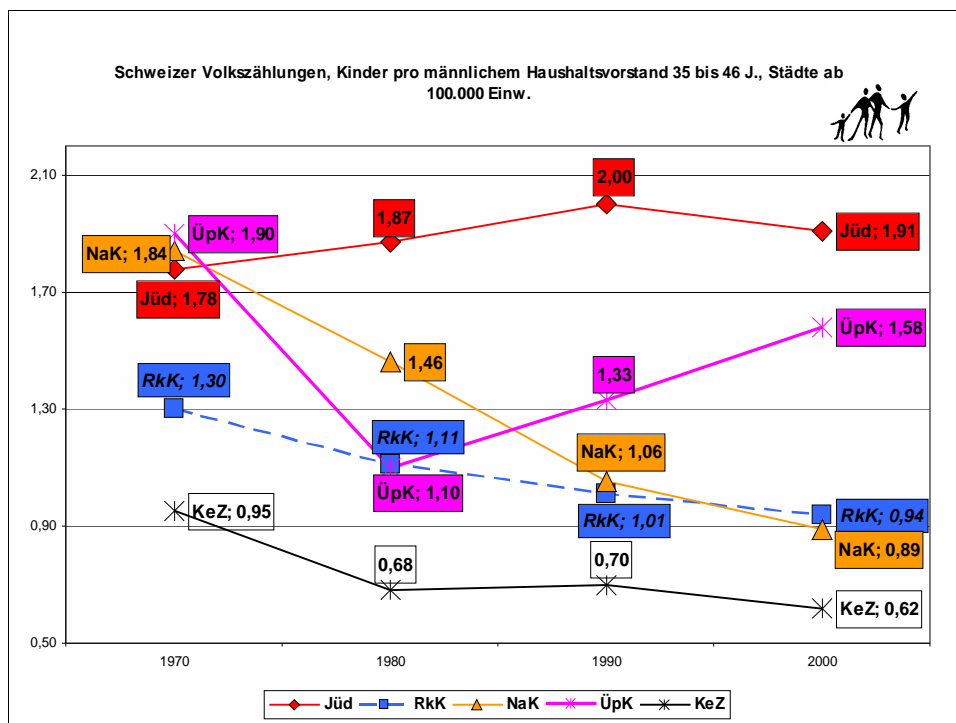
Genau das ist jedoch nicht der Fall. Denn auch religiöse Traditionen haben ihren Anpassungswert nicht an absoluten, sondern an *historischen Konstellationen* bewiesen. Unter veränderten Bedingungen können sie einen Großteil ihrer Wirkung einbüßen, ggf. sogar maladaptiv wirken. Tradition ist nach Hayek Grundlage, nicht aber Alternative zu freiheitlicher (und damit wettbewerblicher) Weiterentwicklung.

Nehmen wir beispielhaft die hinduistische Tradition der Brahmanenehe. Sie geht auf eine traditionell-religiöse und in einigen Regionen Indiens verbreitete Auffassung innerhalb höherer Kasten zurück, wonach es ein außerordentlich verdienstvolles Werk sei, eine Tochter aufzuziehen und in eine höhere (ggf. brahmanische) Familie und Kaste zu verheiraten. Die besondere, religiöse Bedeutung dieses Werkes wurde auch dadurch unterstrichen, dass die Brauteltern jede direkte Gegengabe für ihre Tochter zurückzuweisen hatten, im Extremfall im Hause des Bräutigams nicht einmal eine Mahlzeit annahmen und schließlich sogar ihrerseits eine Mitgift entrichteten.

Indem sich diese Tradition und Erwartungen gerade auch durch wirtschaftliche und mediale Modernisierungsprozesse jedoch auf wirtschaftlich schwächere Schichten auszubreiten begannen, verkehrte sich ihre demografische Wirkung in ihr Gegenteil. Das Aufziehen und mit Mitgift versehene Verheiraten von Mädchen mag weiter als religiös verdienstvoll gelten, kann jedoch von ärmeren Familien schlicht nicht geleistet werden. Sowohl durch Kindesmord wie zunehmend auch durch pränatale Diagnostik gehen heute in einigen Regionen Indiens unzählige Mädchen verloren.

Auch staatliche Gesetze gegen die erwartete Mitgift haben nicht verhindern können, dass diese einstmals oft lebensförderliche Tradition unter den neuen Bedingungen sogar zu einem furchtbaren, demografischen Hindernis geworden ist, die dringend zu reformieren wäre und deren weitere Folgen (wie Frauenmangel) sich erst abzuzeichnen beginnen.

Ein solch extremes Beispiel hat die Schweiz erfreulicherweise nicht zu bieten. Aber auch anhand der Daten ihrer Volkszählungen, deren Datensätze von 1970 bis 2000 auch für Forschungszwecke zur Verfügung stehen, lassen sich die *demografisch-adaptiven* Unterschiede zwischen verschiedenen Gemeinschaften erfassen.



Die Grafik vergleicht die durchschnittliche Anzahl der Kinder in Haushalten von Männern (mit und ohne Partnerin) zwischen 35 und 46 Jahren in Schweizer Städten ab 100.000 Einwohner.

Am Beispiel der jüdischen Gemeinden können wir sehen, dass die erfolgreiche Anpassung an das urbane Leben sich als stark genug erwiesen hat, dem allgemein sinkenden Trend sogar gegenläufig zu widerstehen. Oder anders formuliert: die sinkende Familiengröße ist auch in modernen Großstädten kein Naturgesetz, auf das nicht etwa auch religiöse und gemeinschaftliche Antworten gefunden werden könnten. Laut Volkszählung 2000 lebten nur 36,30% der männlichen Stadtbewohner zwischen 35 und 46 Jahren jüdischen Glaubens ($N(m) = 595$, $N(k) = 1136$) in Haushalten ohne Kinder. Nur 1,67% ihrer Kinder wuchsen dabei in einem nichtehelichen Haushalt und nur 5,72% ohne weitere Kinder im Haushalt auf.

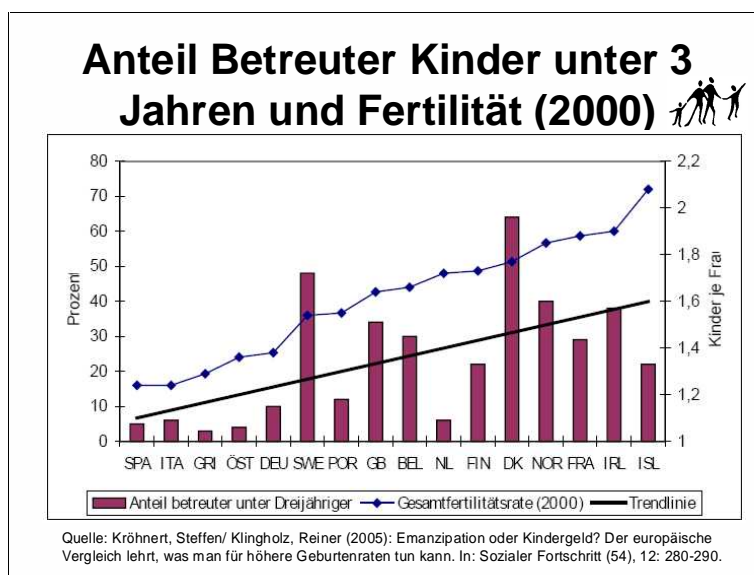
Die kleineren („übrigen“), protestantischen Freikirchen (ÜpK) mit vorwiegend dezentraler Organisationsstruktur weisen einen besonders tiefen Einschnitt zwischen 1970 und 1980 (eine Nachwirkung der 68er-Bewegungen?) auf, steigern sich jedoch von dort aus wieder schnell, auf die Milieuveränderungen offensichtlich erfolgreich reagierend. Dass zur Jahrtausendwende nur 35,48% der männlichen Alters- und Glaubensgruppe ($N(m) = 699$, $N(k) = 1104$) ohne Kinder lebten, deutet auf eine

mögliche andauernde Aufwärtsbewegung hin. Nur 2,45% der Kinder protestantisch-freikirchlicher Haushaltsvorstände wuchsen dabei in einem nichtehelichen Haushalt und nur 8,5% als Einzelkinder auf.

Ganz anders dagegen die zentralistisch-traditionalistisch verfasste Neuapostolische Kirche: Von einer hohen Ausgangslage (1970: 1,84) zwischen protestantischen Freikirchen und jüdischen Gemeinden fiel die durchschnittliche Kinderzahl pro männlichen Haushaltsvorstand bis 2000 auf 0,89 und damit sogar unter den Schweizer Gesamt- und katholischen Durchschnittswert (2000: $N(m) = 187$, $N(k) = 166$). Wo Kinder geboren wurden, geschah dies meist im traditionell gewünschten Rahmen: nur 3,01% der Kinder wuchsen in einem nichtehelichen Haushalt auf und nur 12,0% allein. Aber 55,61% der neuapostolisch-männlichen Haushaltsvorstände in Schweizer Städten zwischen 35 und 46 Jahren lebten zur Jahrtausendwende ohne Kinder - ein deutlicher Hinweis, dass gerade auch übersteigerte, traditionell begründete Ideale Familiengründungen erschweren können. Einen entsprechend linearen, demografischen Rückgang wiesen auch die Zeugen Jehovas auf (1970: 1,78, 2000: 1,14).

Das kirchenamtlich wesentliche Festhalten am traditionellen Familienmodell der Industrialisierung (Alleinverdienerehe) ging ebenso bei der städtisch-männlichen Anhängerschaft der römisch-katholischen Kirche mit einem stetigen Absinken der Kinderzahl auf sogar unter Pari (2000: $N(m) = 24.258$, $N(k) = 22.887$) einher. Um 2000 lebte mit 48,87% fast jeder zweite männlich-katholische Haushaltsvorstand zwischen 35 und 46 Jahren in einer Schweizer Stadt kinderlos. 5,12% der Kinder katholischer Haushaltsvorstände wuchsen in einem nichtehelichen Haushalt auf, 17,9% ohne weitere Kinder.

Quer durch alle Volkszählungen seit 1970 hatten Haushaltsvorstände ohne religiöse Zugehörigkeit (keine Zugehörigkeit, KeZ) am seltensten und insgesamt wenigsten Kinder. Bei der Volkszählung 2000 lebten mit 64,95% sogar *fast zwei Drittel* der konfessionslosen 35 bis 46jährigen männlichen Haushaltsvorstände in Schweizer Städten in kinderlosen Haushalten ($N(m) = 20.357$, $N(k) = 12.575$). 10,67% der Kinder konfessionsloser Haushaltsvorstände wuchsen 2000 in nichtehelichen Haushaltsstrukturen und 22,9% als Einzelkinder auf, was ebenfalls die je höchsten Werte aller erfassten Kategorien markiert.



Auch ein europäischer Vergleich legt die auch potentiell gegenläufige Wirkung von früher adaptiven Traditionen und modernen Rahmenbedingungen nahe. Staaten mit politisch einflussreichen und familienpolitisch traditionellen (derzeit v.a. katholischen und orthodoxen) Amtskirchen wie Spanien, Italien, Griechenland, Österreich oder Deutschland (ebenso z.B. Polen) weisen niedrige Betreuungsquoten von Kleinkindern und niedrige Geburtenraten auf. Das ebenfalls mehrheitlich katholische Frankreich hatte dagegen nach einer langen Phase demografischer Schwäche und der militärischen Niederlage von 1870/71 die Kirche familienpolitisch entmachtet und eine aktive Bevölkerungspolitik auf Präsidialebene zur Staatsräson gemacht - offensichtlich mit einigem Erfolg. Auch die skandinavischen Länder, in denen sowohl die Politik wie auch die protestantische Amtskirchen neuen Familienformen teilweise fördernd zur Seite stehen, werden deutlich höhere Geburtenraten erreicht. Der bis in die 70er Jahre in der Demografie weithin beobachtete reproduktive Vorteil katholischer Christen gegenüber ihren jeweiligen protestantischen Landsleuten dürfte also nicht geschrumpft sein, *obwohl* die katholische Kirche ihre traditionellen Familien- und Sexuallehren verschärfte - sondern auch *weil* sie es tat. Während *innerhalb* der jeweiligen Gesellschaft die Religiösen ihren *relativen* Reproduktionsvorteil gegenüber den Säkulareren erhalten, sinkt durch traditionalistisch orientierte Familienpolitiken (und also erhöhte Optionskosten) das *allgemeine* Geburtenniveau.

Der Befund spricht also tatsächlich nicht nur für den Hayekschen Wirkzusammenhang, sondern auch für sein Plädoyer für Religionsfreiheit und also einen stetigen Wettbewerb, aus dem immer wieder kreative und potentiell erfolgreiche Lebens- und Familienentwürfe sowie adaptiver Druck auf schlecht angepasste Gemeinschaften erfolgen. Staaten, die aus dem demografischen Tal herausfinden möchten, ist neben der Wahrung von Religionsfreiheit und religiösem Wettbewerb eine an Wahlfreiheiten orientierte Familienförderung zu empfehlen.

Da wir nun aber also in Leipzig und damit einer großen Goethestadt sind, möchte ich mir erlauben, die empirische Überprüfung unserer These sogar noch an einer weiteren, unabhängigen Stelle anzusetzen. Bisher hatten wir die Kinderzahl als Maßzahl des konkreten, elterlichen Entscheidungsspiels in den Blick genommen.

Reproduktion von Säugetieren beruht aber maßgeblich auf einem starken mütterlichen Investment und also der weiblichen Tendenz zur „sexuellen Selektion“ derjenigen Partner, die sich an diesem Investment beteiligen. Wenn Religiosität sich als Indikator für reproduktions- und bindungsorientiertes Commitment entfaltet hat, so wäre anzunehmen, dass Menschenfrauen verstärkt nach Partnern Ausschau hielten, die glaubwürdig religiöse Verbindlichkeit signalisieren. Stellen wir an die Schweizer Daten also doch auch noch diese – die Gretchenfrage.



Im Deutschen hat sich die „Gretchenfrage“ aus Goethes Faust zum geflügelten Wort für eine entscheidende Frage, der schwer auszuweichen ist, entwickelt. Sie bildet das Kernstück an dem Punkt, an dem sich der Strang der Faustschen Erzählung mit der Gretchentragödie verknüpft. Während Goethe bei Faust aus einem Fundus von Legenden um einen Doktor der Universität Heidelberg schöpfen konnte, hatte er seine Margarete noch selbst erlebt.

Susanna Margareta Brandt hieß die junge Vollwaise, die in einem Frankfurter Gasthaus arbeitete und von einem Durchreisenden verführt wurde, der seine Liebeschwüre brach und sie zurückließ. In ihrer Verzweiflung tötete sie das Neugeborene. Was, wie wir bereits hörten, unter Wildbeutervölkern als Mittel der Geburtenkontrolle akzeptiert war (und teilweise noch ist), wurde in der staatlich und religiös hierarchisierten Welt des 18. Jahrhunderts mit Todesstrafe verfolgt. Der junge Anwalt Goethe erlebte erschüttert die Verurteilung der jungen Frau mit und wirkte seine Eindrücke in den Faust.

Mit der Gretchenfrage testet Margarete Faust, als dieser zum Beischlaf drängt. Und sie fragt nicht nach körperlichen Vorzügen, Einkommen, Popularität oder akademischen Graden – sondern nach Religion. Und Faust versteht sofort, dass die Frage eigentlich auf seine postsexuelle Bindungstreue zählt – er beruft sich auf Emotionen („Du fühlst, ich bin dir gut“) und verspricht „Leib und Blut“.

[Faust I. Marthens Garten]

MARGARETE:

Versprich mir, Heinrich!

FAUST:

Was ich kann!

MARGARETE:

Nun sag, wie hast du's mit der Religion?

Du bist ein herzlich guter Mann,

Allein ich glaub, du hältst nicht viel davon.

FAUST:

Lass das, mein Kind! Du fühlst, ich bin dir gut;

Für meine Lieben ließ' ich Leib und Blut,

Will niemand sein Gefühl und seine Kirche rauben.

MARGARETE:

Das ist nicht recht, man muss dran glauben.

Und damit kein Zweifel bleibt, spottet später auch noch Goethes Teufel.

MEPHISTOPHELES:

Ich hab's ausführlich wohl vernommen,

Herr Doktor wurden da katechisiert;

Hoff, es soll Ihnen wohl bekommen.

Die Mädels sind doch sehr interessiert,

Ob einer fromm und schlicht nach altem Brauch.

Sie denken: duckt er da, folgt er uns eben auch.

Indem sich Gretchen mit der faustischen Mischung aus Konfessionslosigkeit, Agnostizismus und Pantheismus zufrieden gibt, stürzt sie zunächst ihre Familie ins Unglück, tötet dann verzweifelt das uneheliche Kind und wird am Ende hingerichtet. Im reproduktiven Gefangenendilemma (in dem einseitiges Kooperieren bei Nichterwiderung bestraft wird) hat sie den maximalen Verlust erlitten.

Wenn sich Religiosität wie von Goethe und auch unserer These vermutet auch in menschlichen Reproduktionsspielen der sexuellen Selektion auswirkt, dann müssten

1. Frauen insgesamt häufiger religiös orientiert sein als Männer
2. Mitglieder religiöser Gemeinschaften ein beobachtbar abweichendes Bindungsverhalten gegenüber Konfessionslosen aufweisen

Beide Hypothesen können wir an den Daten der Schweizer Volkszählung 2000 empirisch überprüfen.

Im Folgenden sind alle religiösen Kategorien in der Reihenfolge ihres Frauenanteils gelistet, deren Mitglieder mehrheitlich in der Schweiz geboren wurden.

Gretchens Klugheit						
	Anteil Frauen (Rang)	Anteil Ehen an Paarbeziehungen	Anteil Paare mit Kind(ern)	Anteil Einpersonenhaushalte	Anteil endogame Ehen	Anteil Alleinerziehende
ZeJ	57,4% (1)	99,3% (1)	53,3% (4)	10,8% (3)	71,3% (2)	5,2% (6)
EmK	56,4% (2)	97,1% (5)	49,8% (8)	13,4% (5)	62,1% (5)	3,0% (1)
AcG	54,9% (3)	93,9% (6)	51,2% (6)	15,2% (7)	31,2% (11)	6,8% (7)
Pfg	54,6% (4)	98,5% (3)	63,8% (2)	10,4% (2)	69,9% (3)	5,1% (5)
ÜpK	54,6% (5)	97,8% (4)	59,4% (3)	11,4% (4)	66,4% (4)	4,2% (4)
NaK	54,1% (6)	91,1% (8)	44,6% (9)	15,6% (8)	55,4%(7)	5,9%(10)
CkK	53,9% (7)	89,4% (10)	41,7% (11)	17,6% (11)	28,7% (12)	5,6% (9)
Npt	53,5% (8)	98,9% (2)	65,6% (1)	9,2% (1)	76,1% (1)	3,4% (2)
ErK	52,7% (9)	88,2% (11)	44,0% (10)	16,7% (10)	53,3% (9)	5,4% (7)
RkK	51,6% (10)	89,8% (9)	51,4% (5)	14,2% (6)	60,6% (6)	5,5% (8)
Jüd	51,0% (11)	93,9% (7)	51,0% (7)	16,2% (9)	54,0% (8)	6,3% (11)
ScG	51,0%	89,0%	48,5%	15,4%	53,6%	5,8%
KeZ	45,9% (12)	81,5% (12)	40,0% (12)	20,7% (12)	48,5% (10)	7,8% (12)
Korr.	-	0,696	0,622	0,434	0,629	0,378

Wir können sehen, dass *alle* religiösen Kategorien mehr weibliche als männliche Mitglieder haben. Das gilt auch für Gemeinschaften ohne Kirchensteuer wie die Zeugen Jehovas und für Gemeinschaften mit einem jüngeren Altersschnitt als die Konfessionslosen wie die Pfingstgemeinden. Die einzige Kategorie, in der Männer eine deutliche Mehrheit stellen, stellen die Befragten ohne konfessionelle Zugehörigkeit (KeZ). Die erste Hypothese wird damit kraftvoll bestätigt.

Ebenso die zweite: In der Gruppe der Konfessionslosen finden sich die *meisten* Paarhaushalte ohne verbindlichen Trauschein, der *niedrigste* Anteil an Paaren mit Kindern, der *höchste* Anteil an Singlehaushalten und trotz der je *niedrigsten* Frauen- und Kinderquoten der *höchste* Anteil an Alleinerziehenden.

Und auch innerhalb der religiösen Kategorien wissen die Frauen offensichtlich biologisch klug auszuwählen: korreliert man den Frauenanteil zum (hohen) Anteil an Ehen in Paarbeziehungen so besteht eine sehr starke Spearman-Rangkorrelation von 0,696. Die Korrelation zum (hohen) Anteil an Paaren mit Kindern beträgt 0,622, zum (niedrigen) Anteil an Singles 0,434 und zum (niedrigen) Anteil an Alleinerziehenden immer noch 0,378.

Wenn also auch junge, gebildete Frauen und Männer plötzlich ihre säkulare Umgebung verunsichern, indem sie sich beispielsweise religiös hoch verbindlichen Kirchen, islamischen Gemeinschaften oder Synagogen zuwenden, dann kann durchaus biologische Rationalität dahinter stecken. In diesen Gemeinschaften dominieren oft Männer die öffentlichen Bühnen, auf denen sie über Erfahrungen ihr religiöses Engagement verinnerlichen und damit vorbewusst auch Signale von Partnertauglichkeit unter Beweis stellen sowie einander sozial kontrollieren.

Frauen erhalten innerhalb dieser Gemeinschaften meist weniger Entfaltungschancen außer der Familie und ehrenamtlichen Gemeindefarbeit, aber dafür besondere Anerkennung als Mütter und bessere Chancen der „Damenwahl“ unter Männern, die im Durchschnitt bindungs- und familienorientierter sind. Spieltheoretisch macht es auch für sie sogar Sinn, denkbaren Konkurrentinnen um potentielle oder bereits gebundene Männer wenig Raum zur Entfaltung zu geben, weswegen Hoffnungen auf weibliche Reformallianzen immer wieder auch an Zielkonflikten scheitern. Die Daten weisen einen geringeren Trend weiblicher als männlicher Mitglieder zu liberalen Gemeinschaften oder der Konfessionslosigkeit auf.

So sind sowohl in konservativen jüdischen wie islamischen Gemeinden Frauen von der Teilnahme am wöchentlichen Gemeindegottesdienst freigestellt. Gleichzeitig werden aber ihre Rollen in der Familie religiös aufgewertet, indem etwa die jüdische Mamma als spirituelles Herz der Familie gilt und die Sabbatkerzen entzündet oder indem der islamische Volksmund als Ausspruch und Anspruch des Propheten zitiert: „Das Paradies liegt unter den Fersen der Mütter.“

Und all diese Beobachtungen besagen natürlich in keiner Weise, dass konfessionslose Menschen per se etwa weniger moralisch wären als religiöse. Religiös vergemeinschaftete Personen greifen einfach auf optionale, biokulturelle Fähigkeiten zurück, die es Menschen ermöglicht, biologisch und kulturell gewachsene, transzendent erfahrene Verhaltensmotivationen aufzunehmen und einander zu signalisieren. Damit aber steigt ihre Chance, durchschnittlich mehr Kinder zu bekommen als ihre religiös nicht vergemeinschafteten Zeitgenossen.

Insofern wäre es auch verkürzt zu sagen, dass sich religiöse Veranlagungen in der Evolution des Menschen entwickelt *haben*. Mindestens unter freiheitlichen Bedingungen entfalten sie sich offensichtlich *weiterhin*, neben mangelnder, religiöser Musikalität auch allzu starre Traditionalismen überflügelnd. Dass sich die unterjüngenden Gesellschaften Europas statt des von vielen erwarteten Absterbens der Religionen plötzlich kreativen und expandierenden, religiösen Jugendkulturen sowohl einheimischen wie zugewanderten Ursprungs gegenübersehen, zeigt schlicht die Wirkung kultureller und biologischer Evolution auch und gerade in unserer Zeit. Junge Kirchentags-, Moschee-, Tempel- und Synagogenbesucher sind kaum als Relikte der Vergangenheit zu begreifen. Sie erweisen sich als kulturell und demografisch Mitgestaltende der Zukunft.



Kehren wir also zum Schluss zur Ausgangsfrage dieses Vortrages zurück: wie und warum haben sich religionsbezogene Veranlagungen im menschlichen Gehirn entfalten können? Über das „Wann“ können wir Aussagen treffen, da wir im Mittelpaläolithikum, vor etwa 100.-120.000 Jahren mit Bestattungen die frühesten, gesicherten Formen religionsbezogenen Verhaltens nachweisen können - und zwar sowohl bei Homo sapiens wie (in einfacherer, aber ebenfalls entfaltender Form) bei Homo neanderthalensis.

Mit steigender, evolutiver Dynamik gerade auch innerhalb der letzten drei Jahrhunderttausende entfaltete sich das menschliche Gehirnvolumen. Dabei hat sich unsere Stirn über die zuvor (und bei Affen weiterhin) vorspringenden Augenwülste gewölbt. Was sich nach Homo erectus sowohl bei Neandertalern wie auch bei Sapiens dynamisch entwickelte, war konkret der Stirnlappen und hier besonders der sich über die Augen schiebende, präfrontale Cortex.

Neurologen können seit längerem recht genau erklären, was der präfrontale Cortex unter anderem leistet: mit ihm integrieren wir Informationen, unter anderem auch zu unserer biografischen Identität und wir üben Impulskontrolle aus. Hier wägen wir Entscheidungen ab und bearbeiten moralische Dilemmata. Schon Freud vermutete deshalb hier den Sitz des Über-Ich. Im Verlauf der Entwicklung des Stirnhirns gewannen unsere Vorfahren die Fähigkeit, über ihre Reproduktion zu entscheiden - und damit neben dem bis dahin unerreichten adaptiven Potential auch die Notwendigkeit transzendenter Argumente.

Dass frühe Formen von Religiosität neben dem Wachstum dieser Gehirnregion sogar *konvergent* bei Sapiens und Neandertalern und also zwei seit Jahrhunderttausenden getrennten Menschenarten entstanden, ist ein weiteres, starkes Indiz dafür, dass Religion auch als Antwort auf diese neuen Fähigkeiten entstand. Wer sich auch über das Diesseits hinaus den Lehren und Ratschlägen der Ahnen, später Geister und Gottheiten verpflichtet fühlte, wer religiöse Erfahrungen machte und glaubwürdig verkörperte, wer schließlich an ein Weiterleben nach dem Tode und die Notwendigkeit der Bestattung und Versorgung durch Nachkommende glaubte, der konnte (und kann) für sich und seine Verwandten häufiger vor allem reproduktive sowie möglicherweise auch gesundheitliche und soziale Vorteile erzielen. Es sei abschließend der Hinweis gestattet, dass das bislang rätselhafte Verschwinden der Neandertaler gegenüber Sapiens auch mit einer bislang komplexeren Religiosität und mehr Reproduktionserfolg der letzteren korrelierte.

Ist religiöse Wegweisung durch das biografische Universum – rational?

Schmaler &
breiter Weg
(Christentum)

Halacha, von hebr.
haloch
„gehen, wandeln“
(Judentum)

Schari'a, von
arab.
„Weg zur
Wasserquelle“
(Islam)



„Achtfacher
Pfad“
(Buddhismus)

Tao, von chin.
„Weg, Pfad“
(Taoismus)

Shinto, jap.-chin.
„Weg der Götter“
(Shintoismus)

Indem uns religiös begründete „Traditionsströme“ (Hayek) je individuell und auch sozial in der Fülle unserer biografischen Optionen orientieren und in fortlaufender Auseinandersetzung mit Veränderungen Gebotenes und Verbotenes trennen, haben sie die Neandertaler einige zehntausend Jahre und uns Sapiens bis in die Gegenwart geführt. Die Religionswissenschaft kann, wenn sie nicht zur Theologie oder Religionsphilosophie übergreift, meiner Auffassung nach nicht klären, ob an Anfang und Ende dieses Prozesses nur Zufall steht oder ob wir uns auf einem grandiosen Pilgerweg des Lebens zu einem transzendenten Ziel bewegen.

Ein recht verstandener Ansatz der Religionsbiologie, der etwa an Hayek und Frazer anknüpfend den Dialog zwischen Natur-, Sozial- und Geisteswissenschaften vertieft, kann nach meiner Auffassung also wertvolle und spannende Erkenntnisse erbringen, uns aber die Einzigartigkeit sowohl jeder Person, unserer sozialen Zusammenhänge wie auch unserer Glaubensentscheidungen nicht nehmen. Der Sprung in den Glauben mag insgesamt immer wieder reproduktiv erfolgreich gewesen sein - aber es bleibt eine Anmaßung von Wissen, ihn je verbieten oder erzwingen zu wollen.